

# Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

70 Jahre sind seit unserer Vertreibung aus dem Sudetenland vergangen. Wir gedenken heuer nicht nur der Vertreibung von drei Millionen Sudetendeutschen aus ihrer durch Jahrhunderte angestammten Heimat, sondern insgesamt von 15 Millionen Deutschen aus Ostdeutschland und Osteuropa. Oft werden andere Zahlen genannt: Churchill ging 1943 von zehn Millionen Deutschen aus, die er der polnischen und tschechoslowakischen Exilregierung in London umzusiedeln versprach. Die Zahlen werden auch deshalb in unterschiedlicher Größenangabe genannt, weil es eine Frage ist, ob man die Zahl von über zwei Millionen Toten bei der Vertreibung mitzählen soll oder nicht, oder in welchem Jahr man das Ende der Vertreibung ansetzen will.

Wir haben für dieses Heft unserer Mitteilungen den Schwerpunkt *Vertreibung* gewählt, denn auch der Sudetendeutsche Tag in Augsburg hatte sich mit seinem Motto *Menschenrechte ohne Grenzen* diesem Thema gewidmet. Die Welt erinnert sich heuer des 100. Jahrestages des Völkermordes an den Armeniern im Osmanischen Reich im Jahre 1915. Ein Landsmann von uns Deutschen aus der ehemaligen Tschechoslowakei, der Prager Dichter und Schriftsteller Franz Werfel, hat dieser Tragödie mit seinem Roman *Die Vierzig Tage des Musa Dagh* ein Denkmal gesetzt und diesen ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts dem Todesreich des Vergessens entrissen. Ich erinnere mich noch gut an die Wienfahrt unseres Instituts, als wir 2005 auch das Kloster der armenischen Mechitaristen in Wien besuchten und uns Pater Narses bei der Führung nicht nur viele armenische Kulturschätze, sondern auch das Zimmer zeigte, wo Franz Werfel im Kloster für seinen Roman forschte.

1915 waren aber auch andere Christen in Kleinasien betroffen, vor allem die Aramäer, die bis heute die Muttersprache Jesu sprechen. Über diesen vergessenen Völkermord berichtet Rudolf Grulich in diesem Heft und ebenso auch über die Vernichtung der Eziden im Irak



und in Syrien in der Gegenwart. Wir haben auf das Schicksal der Christen und der Eziden schon vor Jahren aufmerksam gemacht und 2011 in den Räumen des Hauses Königstein in Nidda die Gründung der Christlich-Ezidischen Gesellschaft ermöglicht. Eziden konnten auch auf dem Sudetendeutschen Tag in Augsburg über die Vertreibung ihrer Volksgruppe informieren und ihr Sprecher in Hessen, Irfan Ortaç, referierte auf dem Podium *Menschenrechte ohne Grenzen*.

Als Priester und Christ bin ich unserem Papst dankbar, dass er mutige Worte über das Schicksal von Christen und Eziden im Nahen Osten fand. Als Sudetendeutscher ermutige ich nicht nur meine Landsleute, sondern alle Menschen guten Willens, sich noch mehr für Volksgruppenrecht und Minderheitenschutz einzusetzen, wie das große Sudetendeutsche seit Jahrzehnten taten. Vertreibung ist auch ein Thema des Künstlers Helmut Hellmessen, der auch tschechische Lagerhaft erlebte. Auch über ihn berichten wir in diesem Heft. Von ihm stammt auch die moderne Darstellung des hl. Johannes Nepomuk, dessen Fest wir im Mai feierten.

Sie finden in diesem Heft aber auch andere Artikel über das religiöse und kulturelle Leben in unserer Heimat. So berichtet Franz Bauer über die Schule der Borromäerinnen in Ronsperg und Julia Nagel nicht nur über den Apostel Zwittaus, Pater Karl Fritscher, der 1945 nach Kriegsende starb, sondern auch darüber, wie 30 Jahre später, im Jahre 1975, die deutschen Vertriebenen während des Sudetendeutschen Tages in Nürnberg praktische Versöhnungsarbeit leisteten.

Da Pilsen in diesem Jahr zu einer der Kulturhauptstädte Europas gewählt wurde, stellen wir Ihnen Pilsen auch als jüngstes Bistum in Böhmen vor. Erst 1993 wurde diese Diözese gegründet, die mit dem Egerland im Grunde den ehemals deutschen Anteil des Erzbistums Prag umfasst, wo nach der Vertreibung der Deutschen pastorale Ruinenfelder blieben und heute die Gläubigen nur eine Minderheit der Bevölkerung bilden.

Ich hoffe, dass auch dieses Heft Ihnen neue Zugänge zu unserer Heimat und unseren Anliegen und Aufgaben bietet und grüße Sie alle von Herzen. Bitte unterstützen Sie uns auch weiterhin, damit wir auch im achten Jahrzehnt nach der Vertreibung unserer Aufgabe nachgehen können, das religiöse Erbe unserer Heimat zu erhalten.

Ihr



GR Dr. Wolfgang Stingl  
1. Vorsitzender und  
Diözesanvertriebenenseelsorger der Diözese Mainz

# „Betrogenes Volk“

## 100. Jahrestag des Völkermordes an den Armeniern



*Armenisches Dorf*

Der Völkerbund-Kommissar Fritjof Nansen nannte nach dem Ersten Weltkrieg die Armenier in seinem Buch über ihr Schicksal ein „Betrogenes Volk“. Sie waren 1915 einem Holocaust ausgesetzt, erhielten dann von den Siegermächten das Versprechen eines eigenen Staates, mussten aber erleben, dass sie der Vertrag von Lausanne 1923 nicht einmal mehr erwähnte, obwohl der Vertrag von Sèvres 1920 noch einen armenischen Staat vorgesehen hatte.

Es war nicht das theokratische Regime des Sultans, der auch Kalif und damit Stellvertreter Mohammeds war, sondern die Regierung der Jungtürken, die in ihrem Wahn eines türkischen Nationalstaates das Ende der christlichen Volksgruppen in der Türkei brachten. Das Unheil begann mit der Endlösung der Armenier seit dem 24. April 1915, als zunächst alle armenischen Notabeln in Konstantinopel, später alle Armenier im ganzen Land deportiert wurden. Seitdem ist der 24. April der nationale Trauertag aller Armenier in der ganzen Welt. In diesem Jahr gedenkt die Welt des 100. Jahrestages dieser Tragik.

Bereits 1895/96 und 1908 gab es Pogrome gegen Armenier, aber die Endlösung war von den Jungtürken 1915 vorgesehen. In endlosen Deportationszügen schleppte man die Armenier in die Wüste Syriens, ermordete schon unterwegs die Männer und schändete Frauen und Mädchen, von denen Zehntausende in türkischen Harems verschwanden.

Als die mit der Türkei verbündete deutsche Regierung viel zu spät bei der Hohen Pforte nach dem Schicksal dieser Christen anfragte, kam von Seiten des türkischen Innenministeriums nur die lakonische Antwort: „La question arménienne n'existe plus“ (Die Armenische Frage existiert nicht mehr).

Die Absicht einer Endlösung war 1915 klar erkenntlich. Die deutschen Konsuln in der Türkei schrieben in ihren Berichten an die Deutsche Botschaft in Konstantinopel von der „Vernichtung der Armenier in ganzen Bezirken“, von „der Vernichtung oder Islamisierung eines ganzen Volkes“ oder von „der Erledigung der armenischen Frage durch die Vernichtung der armenischen Rasse“. Sie erkannten, dass die Jungtürken „der armenischen Frage endgültig ein Ende machen wollen“, um sich „der armenischen Frage für die Zukunft zu entledigen“. In einem Bericht nach Berlin weiß der deutsche Botschafter von der „Vertilgung der letzten Reste der Armenier“.

Die Anweisung der deutschen Pressezensur zur Behandlung dieses Themas war diese: „Über die Armeniergreuel ist folgendes zu sagen: Unsere freundschaftlichen Beziehungen zur Türkei dürfen durch diese innertürkische Verwaltungsangelegenheit nicht nur nicht gefährdet, sondern im gegenwärtigen, schwierigen Augenblick nicht einmal geprüft werden. Deshalb ist es einstweilen Pflicht zu schweigen. Später, wenn direkte Angriffe des Auslandes wegen deutscher Mitschuld erfolgen sollten, muss man die Sache mit größter Vorsicht und Zurückhaltung behandeln und stets hervorheben, dass die Türken schwer von den Armeniern gereizt wurden. – Über die armenische Frage wird am besten geschwiegen. Besonders löblich ist das Verhalten der türkischen Machthaber in dieser Frage nicht.“

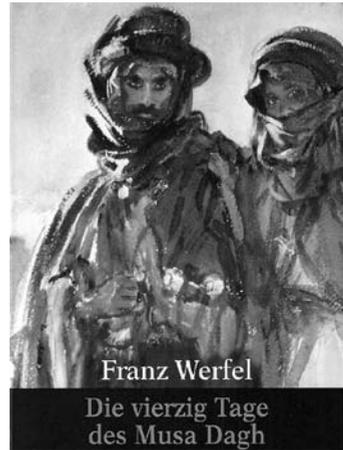
Von fast zwei Millionen Armeniern, die es auf dem Gebiet der heutigen Türkei gab, sind heute knapp 100 000 geblieben. Schon 1916 schätzte die Deutsche Botschaft in Konstantinopel, dass 1,5 Millionen Armenier deportiert worden seien und eine Million davon ums Leben kam. Eine Viertelmillion ist zwangsislamisiert worden und überlebte dadurch physisch. Es gibt zahlreiche Quellen und Augenzeugenberichte zu diesem Völkermord. Der Leiter der protestantischen *Deutschen Orient-Mission* Dr. Johannes Lepsius hatte bereits 1896 in einem Buch *Armenien und Europa* die damaligen Massaker dokumentiert. Mitten im Weltkrieg gab er einen *Bericht über die Lage des armenischen Volkes in der Türkei* heraus, der 1919 in erweiterter Fassung als *Todesgang des armenischen Volkes* erschien. Ein Augenzeuge des Geschehens war auch der Schriftsteller Dr. Armin T. Wegener, der 1919 einen *Offenen Brief* an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Herrn W. Wilson, über *Die Austreibung des Armenischen Volkes in die Wüste* richtete. Außer der *Deutschen Orient-Mission* arbeitete auch der *Deutsche Hilfsbund für Christliches Liebeswerk im Orient* in türkischen Städten. Dazu gehörten außer deutschen Mitarbeitern auch Schweizer, Dänen, Norweger, Schweden und Finnen.

Für diesen Hilfsbund veröffentlichte 1919 James William Somer eine Sammlung von Augenzeugenberichten *Die Wahrheit über die*

## *Leiden des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges.*

Diese Massaker sind auch bekannt, weil sich Adolf Hitler auf die Armenierendlösung berufen hat. Bereits am 22. August 1939 ordnete er an: „Ich habe den Befehl gegeben, ... dass das Kriegsziel ... in der physischen Vernichtung des Gegners besteht. So habe ich ... meine Totenkopfverbände bereitgestellt mit dem Befehl, unbarmherzig und mitleidlos Mann, Weib und Kind polnischer Abstammung und Sprache in den Tod zu schicken. Wer redet heute noch von der Vernichtung der Armenier?“

Heute ist die Frage berechtigt: „Wer redet heute noch von den Sudetendeutschen und von zwölf Millionen vertriebenen Ostdeutschen, von denen über zwei Millionen zu Tode kamen?“



*Der Roman von  
Franz Werfel hat den  
Völkermord an den Armeniern  
zum Thema*

*Rudolf Grulich*

## **Ein vergessener Völkermord**

**I**n diesem Jahr gedachten die Armenier am 24. April des 100. Jahrestages ihrer geplanten Vernichtung 1915 in der Türkei. Aber auch andere christliche Volksgruppen sind damals zur Vernichtung bestimmt worden. Im Gegensatz zu dem Schicksal der Armenier ist das Los der 1915 ebenfalls vom Völkermord betroffenen syrisch-orthodoxen, syrisch-unierten, nestorianischen, chaldäischen und protestantischen Assyrer aramäischer Muttersprache in Anatolien in Europa fast unbekannt geblieben. Dabei hatten manche Dokumentationen über die Armenier auch das Leid der Assyrer behandelt. „Der Unterschied zwischen den Armenier-Massakern und den Assyrer-Massakern liegt darin“, so schreibt Rev. Dr. W. A. Wigram schon 1920, „dass in erstem Fall alles mögliche unternommen wurde, es in der Welt bekannt zu machen, während im zweiten Fall jede mögliche Vorsicht gewaltet hat, diese traurige Tatsache zu verschweigen“.

Wie die Juden von ihrer *Shoah* und die Armenier von *Aghet* sprechen, so sprechen die Aramäer von *Seyfo*, dem Jahr des Schwertes, wenn sie vom Jahre 1915 und dem Völkermord sprechen. Die Aramäer

verschiedener Konfession hatten erst im 19. Jahrhundert begonnen, über konfessionelle Trennung hinweg ein „assyrisches“ Nationalbewusstsein zu entwickeln und das Neuaramäische bzw. Neusyrische als Nationalsprache neu zu beleben.

Aramäisch war die Muttersprache Jesu, in der er seinen Aposteln und uns das Vaterunser lehrte, denn seit der Babylonischen Gefangenschaft war bei den Juden das Hebräische nur noch die Sprache der Bibel und der Gottesdienstes. In christlicher Zeit wurde in der syrischen Kirche das Aramäische durch die Bibelübersetzung und die Verwendung in der Liturgie eine bedeutende Literatursprache und wurde meist als Syrisch bezeichnet. So ist Aramäisch und Syrisch gleichzusetzen und hat nichts mit der heutigen Staatssprache Syriens zu tun, die Arabisch ist.

Seit 1915 wurde im Ersten Weltkrieg eine halbe Million dieser Christen ermordet, die Überlebenden flohen in den Irak, nach Syrien oder in den Libanon. Sie wurden von Engländern und Franzosen politisch und militärisch missbraucht und die Männer noch im Zweiten Weltkrieg als Kanonenfutter verheizt. Assyrische Einheiten wurden von den Engländern zur Niederschlagung von Aufständen im Irak eingesetzt, was die Feindschaft zwischen Christen und Muslimen vertiefte. 1944 kämpften Assyrer für Großbritannien auch in Italien bei den Kämpfen um Montecassino.

Bereits im März 1915 wurden 70 assyrische Dörfer von der osmanischen Armee im Westiran und in Ostanatolien zerstört. Kurdische Freiwillige plünderten mit türkischen Einheiten und säuberten diese Gebiete ethnisch. Unter den Berichten der deutschen Konsuln aus Ostanatolien und Mesopotamien über die Gräueltaten an den Armeniern tauchen immer wieder auch Hinweise auf Nestorianer, Chaldäer und andere syrische Christen auf, derer sich die Türken auf diese Weise entledigen wollten. In einem Telegramm an den Reichskanzler vom 12. August 1915 stellt der damalige Vertreter des deutschen Botschafters in Konstantinopel, Fürst Hohenlohe-Langenburg, fest, dass „an gewissen Plätzen, wie in Mardin, ... alle Christen ohne Unterschied der Rasse und Konfession dasselbe Schicksal erlitten“ (wie die Armenier).

Am 15. Juli hatte bereits der deutsche Vizekonsul Holstein aus Mossul an die deutsche Botschaft in Pera telegraphiert, dass „die ausschließlich aus chaldäischen Christen bestehende Bevölkerung massakriert wurde“.

Am 21. Juli 1915 telegraphiert er von neuem an die Deutsche Botschaft: „Hier sind bisher rund sechshundert Frauen und Kinder (armenische, chaldäische, syrische) eingetroffen, deren männliche Verwandte massakriert worden sind; ebenso viele werden in den nächsten Tagen erwartet. Das Elend dieser Menschen ist nicht zu beschreiben,

ihre Kleider verfaulen ihnen am Leibe; täglich sterben Frauen und Kinder Hungers ...“.

Schon seit 40 Jahren kamen Zehntausende von aramäischen Christen aus dem Osten der Türkei nach Europa. In verschiedenen Staaten der Europäischen Union leben heute über Hunderttausend Christen mit assyrischer Muttersprache, auch in Deutschland. Sie haben sich in zahlreichen Kulturvereinen organisiert, haben eigene Pfarreien, pflegen die Sprache, geben Zeitungen heraus und sind im Internet vertreten.

Seit der amerikanischen Besetzung des Iraks flohen Hunderttausende von aramäisch sprechenden Christen aus ihrer alten Heimat im Zweistromland. In der Ninive-Ebene im Nordirak verlieren sie heute durch den Terror des Islamischen Staates das letzte Gebiet, in dem sie im Irak noch eine Mehrheit hatten. So gibt es heute mehr Aramäer in den USA und in Europa als im Orient. Ein ähnliches Schicksal wie im Irak erleiden sie heute in Syrien.

Das Hilfswerk „Kirche in Not“ hat nicht nur seit Jahrzehnten die Christen im Irak und in Syrien unterstützt, sondern auch für die assyrischen Christen in der Emigration schon die alte Fassung der Kinderbibel, dann aber auch die Neuausgabe in Westassyrisch und Ostassyrisch herausgegeben. Beim Sudetendeutschen Tag 2007 in Augsburg sang ein assyrischer Chor mit Kathy Kelly das Vaterunser in Jesu Muttersprache.

*Rudolf Grulich*

## **Das Ende der Eziden?**

### **Völkermord und Auslöschung einer monotheistischen Religion im Nahen Osten**

Vor ezidischen Gästen drückte in Nidda im Haus Königstein Professor Rudolf Grulich seine Solidarität mit den Eziden aus, die derzeit durch die Fanatiker des Islamischen Staates bedroht sind wie nie zuvor in ihrer über 1000-jährigen Geschichte. Er tue dies aus tiefem Herzen, da er als Sudetendeutscher und Kind selber die Vertreibung aus seiner mährischen Heimat erlebt habe. Irfan Ortaç, der Sprecher der Eziden in Hessen und mit Grulich Initiator und Gründer der Christlich-Ezidischen Gesellschaft berichtete von seinem Besuch im Irak und informierte auch über die kurdischen Kantone im Norden Syriens. Die Eziden sprechen Kurdisch und sind Kurden, aber sind durch ihre besondere Religion auch eine eigene Volksgruppe.

Während die kurdische PKK vom Westen immer noch als terroristische Organisation eingestuft ist, aber Deutschland den Kurden Waffen liefert, haben die Kurden in dem von ihnen kontrollierten Gebieten im Nordirak und in Syrien gezeigt, dass sie anderen Volksgruppen mehr Rechte zugestehen als manche EU-Staaten ihren ethnischen Minderheiten. Das Bild auf Seite 1 unserer Mitteilungen zeigt den Initiator Irfan Ortaç bei seinem Statement im Rahmen der Podiumsdiskussion am Sudetendeutschen Tag in Augsburg.

Grulich würdigte den in diesem Jahr verstorbenen Schriftsteller Yaşar Kemal, der als Türke türkisch schreibt und in manchen seiner Romane wie der *Ameiseninsel* auch den Völkermord an den Eziden thematisiert. Als Theologe bedauerte Grulich, dass die Eziden als eine monotheistische Religion bei uns in Mitteleuropa nahezu unbekannt seien, obwohl durch Flucht und Vertreibung und Auswanderung ihre Zahl auch in Deutschland und Österreich steigt. Der Schriftsteller Karl May, bei dem sie noch Jesiden heißen, hätte über die Eziden mehr gewusst als viele Theologen heute, da er sie in seinem Buch *Durchs wilde Kurdistan* voller Verständnis beschreibt. Es sei wie in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts in den Jahren des Krieges in Kroatien, Bosnien und auf dem Kosovo: „Hätten die Politiker statt Karl Marx mehr Karl May gelesen, so hätten sie die Lage am Balkan besser eingeschätzt“, sagte Grulich wörtlich. Das gleiche gelte heute für den Nahen Osten, wo die Sieger des Ersten Weltkriegs eine ähnliche Lage heraufbeschworen wie 1919/20 durch die Verträge von Versailles. St. Germain, Neuilly und Trianon.

Der Westen hat zu lange zur Christenvertreibung im Irak und in Syrien geschwiegen und tut dies noch mehr zum Völkermord an den Eziden, der das Ende dieser Religion im Nahen Osten bedeutet. In der Emigration und in der Lage einer vertriebenen Volksgruppe stehen die Eziden an einem lebensentscheidenden Wendepunkt ihrer Geschichte. Eine monotheistische Religion und eine Volksgruppe, die keine Mission und Konvertiten kennt, sondern in der man geboren sein muss, steht vor der Frage von Neubestimmung und der Identität in neuem Umfeld. Darum ringen heute ezidische Intellektuelle, Volkstum und Religion zu bewahren, in der Elemente der Religion Zarathustras, des Juden- und Christentums und des Islams verschmolzen sind.

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit  
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

# Die Bürgerschule der Borromäerinnen in Ronsperg

Die Bürgerschule gehörte zum altösterreichischen Bildungssystem. Diese „Hochschule des kleinen Mannes“ entstand in Altösterreich mit dem Reichsvolksschulgesetz vom 14. Mai 1869. Ihre Aufgabe war es, eine „über das Lehrziel der allgemeinen Volksschule hinausreichende Bildung, namentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gewerbetreibenden und Landwirte, zu gewähren“. Der Unterricht erfolgte durch Fachlehrer für drei bis vier Fächergruppen. Die Volksschule sollte acht Jahre lang besucht werden. Als Alternative war nach fünf Jahren ein Überwechseln auf die dreijährige Bürgerschule vorgesehen. Sie war eine Pflichtschulvariante mit höherem Bildungsangebot und sollte einen mittleren Bildungsweg darstellen. Sie entstand faktisch nur in größeren Orten und Städten. Mädchen konnten diese Bildungseinrichtung besuchen, der Lehrplan sah für sie, wie in der Volksschule, die Fächer Handarbeiten und Haushaltskunde vor.

In der Kreisstadt Bischofteinitz wurde 1878 eine Knabenbürgerschule eröffnet, 1904 auch eine Mädchenbürgerschule.

Als die Borromäerinnen 1903 in Ronsperg ihr neues Klostergebäude errichteten, eröffneten sie auch eine private Mädchenbürgerschule mit Pensionat. Nach dem Weltkrieg bemühte man sich um eine eigene öffentliche Bürgerschule. Es fehlte aber an einem geeigneten Gebäude. Vor allem setzte sich Dechant Dominik Šanda für die Bürgerschule ein, ihm ist auch die Errichtung eines neuen Schulgebäudes zuzuschreiben.

In der Pfarrchronik lesen wir: „Schließlich kaufte aus eigenen Mitteln die Kongregation d. Hl. Karl Borr. mit dem Muttersitz in Prag vom H. Grafen Hans Coudenhove einen Teil des Klostergarten, um dort die neue Bürgerschule zu bauen.

Bisher wurde im alten Stiftungsbau (rechts) unterrichtet (Mädchen-Volksschule und gemischte Bürgerschule). Um den Preis von dreieinhalb Millionen Kč wurde das Haus modern gebaut. Hierzu kam noch die ganze neue Einrichtung



*Grundsteinlegung*

aller Räume. Im Dachgeschoß ist das Internat für Kinder aus tschechischen Gebieten zum Deutschlernen. Vom Eingang zum alten Kloster ist ein Eingang in den Kindergarten, aus zwei Räumen bestehend. Fast scheint es, als ob das Opfer der Kongregation für Ronsperg zu groß ist. Ob Ronsperg dieses Opfer schätzen wird? - Die Volksschule und die Klausur bleibt im ehem. Stiftungsgebäude.“

Auch über die Grundsteinlegung gibt es in der Pfarrchronik einen ausführlichen Bericht: „Sonntag, den 3. Mai 1936, wurde nach dem Hauptgottesdienste die Weihe des Gedenksteins zu der neuen in Bau befindlichen Privat-Bürgerschule in Ronsperg vorgenommen. Entgegen der ursprünglichen Absicht, diese Zeremonie in aller Stille durchzuführen, gestaltete sich dieselbe durch die Mitwirkung der hiesigen ‚Böhmerwald-Harmonie‘ unter persönlicher Leitung ihres Begründers, des hochverdienten Herrn Oberlehrers Reimer, sowie durch die massenhafte Beteiligung der Bevölkerung zu einer überaus eindrucksvollen und weihevollen Veranstaltung.“

Um 11 Uhr vormittags versammelten sich auf dem Bauplatze der neuen Bürgerschule die Festgäste: der hochedle Protektor der Schule Majorratsherr Hans Graf Coudenhove-Kalergi zu Ronspergheim, Hochw. Herr Vikär Dominik Šanda, die Geistlichen Oberen der Kongregation der Barmh. Schwestern v. Hl. Karl Borr. in Prag sowie der Konvent der hiesigen Filiale dieser Kongregation, die Herren Oberlehrer, der gesamte Lehrkörper und eine stattliche Menschenmenge.

In der Hauskapelle des Karolusheimes fand unter Beisein des Hochw. Präl. Feierfeil und der Herren Baumeister die Segnung des Gedenksteins durch den Hochw. Herren Vikär Dominik Šanda statt.

Unter den Klängen des Chorals *Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre...* wurde der Stein an seinen Bestimmungsort getragen, worauf Hochw. Herr Präl. Dr. Feierfeil eine fulminante Festrede hielt. Die Musikkapelle brachte sodann die Staatshymne und das „Deutsche Lied“ zum Vortrage, indes seitens aller Festgäste unter sinnigen Segenssprüchen die usuellen drei Hammerschläge geführt wurden.

Möge dieses großzügige Jugendhilfswerk, der prächtige Schulneubau, ebenso zur höheren Ehre Gottes wie zum Wohle der Jugend als der Zukunft des Staates dienen!“

„Am 5. September 1937 wurde die von dem Orden der Barm. Schwestern des Hl. Karl Borromäus neu erbaute ‚Gemischte Privatbürgerschule mit Öffentlichkeitsrecht‘ feierlich geweiht. Nach einer Festpredigt des Hochw. H. Präl. Dr. Feierfeil zelebrierte der Vertreter des Hochw. H. Diözesanbischofs Kanonikus Neubauer die Feldmesse, nach derselben fand vor der Schule eine mehr amtliche Feier statt, bei der außer den örtlichen Behörden Vertreter des Bezirkes und Landes vom Balkon der Schule sprachen. Nach Übergabe des Schlüssels an die Generaloberin der Kongregation durch Baumeister Štepan, Bud-

weis, betrat der Weihepriester die Schule, um mit der übrigen Geistlichkeit das Haus zu weihen.“

Leider war die neue Schule nur noch knapp zwei Jahre im Besitz der Schwestern. Am 8. März 1939 wurde diese „Klosterschule“ als „Staatsschule“ übernommen. Die Schwestern dürfen umsonst weiter unterrichten. Am 22. Mai 1939 übernimmt der provisorische Direktor Karl Hannakam die Leitung der Schule. „Bei der Feier“, so lesen wir in der Pfarrchronik, „wurde betont (von den Rednern des Kreises und Ortes), dass die Schule für die deutsche Jugend gebaut wurde und ihr erhalten bleiben muss, weiters, dass die Jugend nur von nationalsozialistischen Lehrern im neuen Geiste erzogen werden kann. (Die Schwestern stehen in ihrem Hause nach 70jähriger Erziehungsarbeit in Ronsperg wie Geächtete.)“ – Damit hat der „neue Geist“ auch in Ronsperg Einzug gehalten.

Die neue Bürgerschule in Ronsperg galt als eines der schönsten und modernsten Schulgebäude in Westböhmen. Von der Straße her kam der Bau nicht voll zur Geltung, doch vom Stadtweiher aus bot er ein imposantes Bild.

Beim Heimattreffen der Ronsperger 2011 besuchte eine stattliche Anzahl von ehemaligen Bürgerschülern ihre „alte“ Schule. Die Deutschlehrerin führte sie durch das Haus. Immer wieder betonte sie, dass das Gebäude, 1936/37 erbaut und im Herbst 1937 eingeweiht, so solide errichtet wurde, dass man im Laufe der Jahre nur eine neue Heizung einbauen, die sanitären Einrichtungen erweitern und einen kleinen Teil des Dachs erneuern musste. Heute werden hier Schüler in neun Klassenstufen unterrichtet. Die Klassen 1 bis 5 seien die Grundschule (Základní škola), 6 bis 9 die Mittelschule. Nach der 9. Klasse könne man das Gymnasium besuchen. Das täten jährlich nur zwei bis drei Schüler.

Auf dem Weg zur Turnhalle laufen wir an den Duschen vorbei. Damals waren diese eine ganz moderne Errungenschaft. In der Turnhalle fehlen nur die Kletterstangen, die nicht von allen Schülern geliebt wurden. Neu sind natürlich die Basketballkörbe. An Basketball dachte zu unserer Schulzeit noch niemand. Überraschend für uns, dass von Österreich her bei den Schülern Faustball – für uns ein Alterssport – eingeführt wurde.

*Franz Bauer*

# Rückblick auf zwei vergessene Jahrestage:

## Der Kriegseintritt Italiens 1915 und das Ende des Kosakenstaates 1945

### Italien und der Erste Weltkrieg: Vor 100 Jahren wurde der Geheimvertrag von London geschlossen und trat Italien in den Krieg ein

Seit dem Vorjahr wird viel zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkrieges geschrieben, wobei in Deutschland der Krieg mit Frankreich im Mittelpunkt steht. Am 26. April dieses Jahres waren 100 Jahre vergangen, dass sich auch das seit 1882 mit Deutschland und Österreich-Ungarn im Dreibund verbündete Italien in einem Geheimvertrag in London entschloss, in den Krieg gegen seine Verbündeten einzutreten. „Ein Treuebruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt“, erklärte damals der verbitterte alte Kaiser Franz Joseph.

Die Entente hatte Italien alle von Rom erhobenen territorialen Forderungen zugesagt, nachdem Italien schon 1911/1912 einen Angriffskrieg gegen die Türkei geführt und Libyen und den Dodekanes annektiert hatte. Am 23. Mai 1915 erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg und es kam zu Kämpfen an der Grenze zu Österreich vom Berg Ortler in Südtirol und in den Alpen hinunter bis Triest. Die Hauptkämpfe wurden am Isonzo ausgetragen und allein 1915 verzeichnet die Geschichtsschreibung vier große Isonzoschlachten. Die fünfte bis neunte Isonzoschlacht fallen in das Jahr 1916 und sie wurden ebenfalls erbittert ausgetragen, ebenso wie die zehnte bis zwölfte Isonzoschlacht 1917.

Alle diese Schlachten wurden tagelang mit Artillerie vorbereitet. Es folgten Infanterieangriffe und erbitterte Nahkämpfe, auch im Hochgebirge mit Stollen und Sprengungen ganzer Berggipfel. Der Winter 1916 auf 1917 forderte mehr Tote durch Lawinen als durch Kanonen und andere Waffen. In jenem Winter waren von Österreich russische Kriegsgefangene eingesetzt, um vom Savetal bei Kranjska gora (Kronau) eine Straße über den Werschetz-Sattel zu bauen, auf der der Nachschub an die Front am Isonzo gebracht werden sollte. Eine Lawine verschüttete weit über 100 Gefangene und Bewacher. An der Kehre 8 der heutigen Straße errichteten die Kriegsgefangenen eine Kapelle, die noch heute als *Russische Kapelle* zu sehen ist. Erst die 12. Isonzoschlacht brachte der k. u. k. Armee mit reichsdeutscher Hilfe den Durchbruch, der aber am Hochwasser des Piave zum Stehen kam.

Die Gebietsgewinne, die Italien nach dem Krieg 1919 im Frieden von St. Germain erhielt, verlor es dann wieder, außer Südtirol und dem Kanaltal, nach dem Zweiten Weltkrieg 1947 im Friedensvertrag von Paris. Die 1919 gewonnenen Gebiete gehören heute zu Slowenien und Kroatien. Es gibt aber trotz aller Grenzziehungen immer noch nationale Minderheiten beiderseits der Grenzen: Slowenen in Italien im Kanaltal, in Friaul und Julisch Venetien sowie in Triest, und Italiener in Slowenien und im kroatischen Teil von Istrien und dem Gebiet von Rijeka, das wir bei der Wallfahrt 2013 besuchten.

Im Krieg wurden auch berühmte und viel besuchte Gotteshäuser zerstört wie die Marienkirche auf dem Luschari und dem Heiligen Berg bei Gorizia (Görz). Die Kirche Maria Luschari liegt heute noch in Italien, der Heilige Berg in Slowenien. Beide Kirchen wurden in der Zwischenzeit wieder aufgebaut, dazu auch andere Kirchen mit Kriegerdenkmälern und Soldatenfriedhöfen. In Udine entstand an der Stelle der alten Pfarrkirche St. Nikolaus eine Gedächtniskirche mit einer großen Krypta mit den Überresten von 23 000 Toten des Krieges. Heute führt ein Friedensweg entlang der Grenze und der Front von den Karnischen Alpen ost- und südwärts bis nach Triest.

Was heute fast vergessen ist, sind die alten deutschen und österreichischen Namen, auch die deutschen Ortsnamen der Schlachten am Isonzo: Man kennt noch Namen wie Görz oder Triest, aber Orte wie Karfreit oder Flitsch in Slowenien am Isonzo sind den Touristen nur als Kobarid oder Bovec bekannt oder bestenfalls unter den italienischen Namen Caporetto oder Plezzo. Die Schlacht von Karfreit ist als „Caporetto“ im Italienischen noch ein sprichwörtlicher Begriff für Niederlage.

Wenn also in der Literatur über die Gebirgskriege von Festungswerken wie der Flitscher Klause berichtet wird, wer erkennt sie noch, wenn sie heute nur noch unter dem slowenische Namen Trdnjava Kluže erscheint? Und wer erkennt in einem auch in Deutsch vorliegenden Bildband über das Tal der Soča den Fluss Isonzo, der deutsch einmal Sontig hieß.

Auch der Zweite Weltkrieg verlief hier blutig, denn es kämpften Deutsche und Italiener zunächst gegen die jugoslawischen Partisanen und dann seit 1943 auch gegeneinander, unterstützt von antikommunistischen Kosaken. Bis 1953 war das Gebiet um Triest unter anglo-amerikanischer Verwaltung, ehe es zwischen Italien und Jugoslawien geteilt wurde. Seit über zehn Jahren, seit dem EU-Beitritt Sloweniens, gibt es keine kontrollierte Grenze mehr, wie vor 1914, als die Österreicher hier ein Kronland *Görz* und das *Küstenland* besaßen. Wir werden bei unserer Wallfahrt auch in Kirchen für den Frieden beten, die im Ersten Weltkrieg zerstört waren.

*Rudolf Grulich*

# Das Ende des Kosakenstaates 1945

**K**aum ein Tourist im östlichen Oberitalien weiß heute um die Tatsache, dass in Friaul 1944 die auf deutscher Seite kämpfenden Kosaken hofften, eine neue Heimat zu finden. Unter den Hunderttausenden Russen, die es bis 1945 in der Deutschen Wehrmacht gab, waren auch Kosakeneinheiten, die auf deutscher Seite gegen den Bolschewismus kämpften, der ihnen nach dem Ersten Weltkrieg ihre Heimat genommen hatte, als die Weißen gegen die Roten unterlagen. Viele Kosaken glaubten im Zweiten Weltkrieg an die Rückkehr zur Kosakenherrlichkeit und unterstellten sich als russische und kosakische Einheiten dem Deutschen Reich.

Als die deutsche Wehrmacht aber die Gebiete am Don räumen musste, flohen viele Kosaken mit ihren Familien in großen Trecks nach dem Westen. Aber trotz einer „Deklaration der Reichsregierung an das Kosaken-Volk“ mit dem Versprechen der Achtung ihrer Rechte waren die Kosaken ohne Heimat. Versuche ihrer Ansiedlung in Weißrussland scheiterten bald durch das Vordringen der Roten Armee. Manche Kosaken suchten im russischen General Wlassow einen Führer, der mit deutscher Hilfe aber ein Russland anstrebte ohne selbständige Kosaken.

Als im Herbst 1944 die Kosakenverbände der Waffen-SS unterstellt wurden, zählten sie 40 000 Mann Kampfstärke. Sie kämpften hauptsächlich gegen die jugoslawischen Partisanen am Balkan, von wo sie sich mit der Wehrmacht auch immer weiter nach Norden zurückziehen mussten.

Der Höhere SS- und Polizeiführer des Adriatischen Küstenlandes, Odilo Globocnik, teilte ihnen auf Befehl Berlins ein neues Siedlungsgebiet in Friaul zu, wo zwischen Görz, Udine und Tolmezzo ein Staat „Kosakia“ entstehen sollte. Außer den Soldaten kamen Zehntausende von Zivilisten, Frauen und Kindern in 50 Eisenbahnzügen aus Russland dorthin. Ataman der Kosaken und Führer der Leitstelle für die Kosakenheere war General Pjotr Nikolajewitsch Krasnow, ein zaristischer General, der bereits 1918 zum militärischen und zivilen Anführer gewählt worden war und der nach dem Bürgerkrieg nach Deutschland emigrierte. Er wollte sich keiner großrussischen Herrschaft unterordnen, sondern wollte einen eigenen Kosakenstaat.

Schon 1941 wurde von Berlin die Aufstellung von Kosakeneinheiten genehmigt. In Friaul zählte der Stab von Ataman Krasnow 1944 fast 2800 Offiziere und 35 Generäle. In einer Schrift *Das Land der Kosaken* wollte Krasnow, der schon nach 1921 als Autor hervortrat, seinen Landsleuten die neue Heimat nahebringen. Es kam alles ganz anders. Seit April drang die britische Armee in Italien nach Norden bis nach

Venetien vor. Da das Ende des Krieges absehbar war, beschloss Krasnow, nicht gegen die Engländer zu kämpfen, weil er im Bolschewismus seinen Feind sah. Seine Kosaken sollten sich der britischen Armee ergeben mit dem Versprechen der Briten, die Kosaken nicht an die Rote Armee auszuliefern.

Viele Kosaken zogen sich über den Plöckenpass nach Lienz zurück, wo Anfang Mai neben 15 000 Männern auch 4000 Frauen und 2500 Kinder mit 14 000 Pferden ankamen. Als ich dort am 8. Mai dieses Jahres auf der Passhöhe stand, schien die Sonne. 1945 tobte dort ein Schneesturm. Andere Kosaken, die in Kroatien gegen die jugoslawischen Partisanen gekämpft hatten und nun aus Kroatien flohen, ergaben sich den Briten bei Klagenfurt. Auch ihnen versprochen die Briten, sie nicht auszuliefern. Aber trotz des Versprechens der britischen Offiziere, die Kosaken nicht auszuliefern, geschah dies doch. Es war die *Tragödie von Lienz*. Die Briten lieferten die Kosaken genauso vertragsbrüchig der Roten Armee aus, wie sie die Kroaten bei Bleiburg Titos Henkern überließen, was zur Tragödie von Bleiburg führte. Die Kosaken wurden belogen und gaben ihre Waffen an die Engländer ab.

Als die Kosaken bemerkten, dass sie an die Sowjets ausgeliefert werden sollten, gab es Versuche der Gegenwehr mit Toten und Verletzten. Viele der zur Auslieferung Bestimmten verübten Selbstmord. Männer mit Pferden, aber auch Frauen stürzten sich mit ihren Kindern in die Drau.

Einige Hundert Kosaken gelang die Flucht in die Wälder. Sie wurden von britischen Soldaten gejagt, die ihre Offiziere die ihnen oft auf dem Vormarsch in Italien fehlende „Feinderfahrung“ nachholen ließen. Das Schicksal der in die Sowjetunion „Repatriierten“ war bitter. Krasnow und andere Offiziere wurden in Moskau hingerichtet, die meisten Kosaken gingen in sowjetischen Lagern zugrunde. Der Triestiner Germanist und Schriftsteller Claudio Magris, der im Jahre 2009 in der Frankfurter Paulskirche mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde, hat in seinen *Mutmaßungen über einen Säbel* dieser Tragödie ein literarisches Denkmal gesetzt.

Vor dem Aufbruch der Kosaken von Tolmezzo nach Lienz übergaben Kosaken den Pfarrern in Timau (Tischlwang) ihre Kriegskasse, mit der später die Gedächtniskirche in Timau gebaut wurde.

Rudolf Grulich

# Drei Meilensteine der Vertriebenenpolitik

Vor 50 Jahren erhielt 1965 Pater Werenfried van Straaten, der uns allen noch bekannte „Speckpater“, den Europäischen Karlspreis, als höchste Auszeichnung der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Schon damals war deutlich, wie intensiv sich die ostdeutschen Vertriebenen um Aussöhnung mit den Völkern des Ostens bemühen. Das gleiche gilt auch für die folgenden Jahre.

Das Jahr 1975 war wohl eines der bewegendsten Jahre für die Heimatvertriebenen und deren Leben nach dem Verlust der Heimat, von Hab und Gut. Zunächst wurde am 25. März 1975 eine Erklärung vom Katholischen Flüchtlingsrat in Deutschland und der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen zum Heiligen Jahr der Erneuerung und Versöhnung und zum Gedenkjahr „30 Jahre Vertreibung“ abgegeben. Es folgten der Sudetendeutsche Tag in Nürnberg, der – verbunden mit der Erklärung von Flüchtlingsrat und der Vertriebenenorganisationen – unter dem Motto „30 Jahre nach der Vertreibung – Gleiches Recht für alle“ stattfand. Das für die Heimatvertriebenen sehr bedeutende Jahr wurde mit einem tröstlichen und versöhnlichen Grußwort von Prälat Dr. Karl Reiß anlässlich der Wallfahrt der tschechischen Emigranten in der Bundesrepublik am 5. Juli 1975 – vorläufig – beendet. Im folgenden Beitrag wollen wir auf die Bedeutung und Inhalte jener Begegnungen und Vereinbarungen hinweisen. Die Parallelen zur derzeitigen Diskussion um die Satzungsänderung der Sudetendeutschen Landsmannschaft wird dem Leser möglicherweise erkennbar sein. Die heutigen Themen und Anliegen haben schon vor 40 Jahren Staatsmänner und Heimatvertriebene bewegt!

## **Vor 40 Jahren – Der Sudetendeutsche Tag in Nürnberg**

Der 26. Sudetendeutsche Tag vom 16. bis 18. Mai 1975 fand ganz im Zeichen des Gedenkjahres *30 Jahre nach der Vertreibung – Gleiches Recht für alle* statt. Wenn man auf die Sudetendeutschen Tage der vergangenen Jahre zurückblickt, zeigt sich, dass das Festprogramm bis heute keine wesentlichen Veränderungen erfahren hat.

So wurden schon 1975 der Europäische Karlspreis und der Sudetendeutsche Kulturpreis verliehen. Ersteren sollte Eminenz Josef Kardinal Mindszenty, Erzbischof von Esztergom und Primas von Ungarn erhalten. Mindszenty hatte sich vor allem als Kämpfer gegen jegliche Diktatur, mit seinem Protest gegen die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn und wegen seines bekennerhaften Eintretens für die verfolgte Kirche seiner Heimat ausgezeichnet. Mindszenty

konnte der Europäische Karlspreis allerdings nur noch posthum verliehen werden – er verstarb zwei Wochen vor Pfingsten 1975. Das alljährliche Pontifikalamt musste neben 15 Priestern und Sprechern aus den Heimatdiözesen und Vertretern aus den Orden kurzfristig von Celebrans primus Prälat Dr. Wolfgang Böhm, Abt des Stiftes Tepl, zelebriert werden. Die Festpredigt an diesem Pfingsttag hielt Prälat Dr. Karl Reiß, während der hochwürdigste Abt Virgil Kinzel von Braunau-Rohr den Gottesdienst zelebrierte.

### **Die „Erklärung“ vom 25. März 1975**

Im Jahr 1975 wurde auch vom Katholischen Flüchtlingsrat in Deutschland und der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen zum Heiligen Jahr der Erneuerung und Versöhnung sowie zum Gedenkjahr *30 Jahre Vertreibung* eine Erklärung abgegeben.

Es war wohl die Fortführung des Gedankenguts der „Väter der Charta der Heimatvertriebenen“ von 1950 – die Erklärung, die von Clemens Riedel als Sprecher der katholischen Organisationen und von Peter Paul Nahm, Staatssekretär a. D., am 25. März 1975 abgegeben wurde. Es ist ein Dokument, das nur wenig bekannt ist und im Schatten, aber auch in der Tradition der Charta der Heimatvertriebenen von 1950 zu stehen scheint.

Während die kurze „Einleitung“ noch den Zusammenhang und die Bedeutung des Gedenkjahrs *30 Jahre Vertreibung* und das Heilige Jahr der Erneuerung und Versöhnung aufweist, zeigt die Lektüre des übrigen Textes, dass die Erklärung 1975 nicht ohne Grund abgegeben wurde. Es seien „unter Berufung auf gegenwärtige machtpolitische Verhältnisse Grenz- und Normalisierungsverträge abgeschlossen worden, die nicht nur das Selbstbestimmungsrecht der Völker, sondern auch die millionenfache Verletzung der Menschenrechte der Vertriebenen übergangen. Damit wurden alle Hoffnungen auf Überwindung des Unrechts durch neue Formen menschlichen Zusammenlebens in einem geläuterten Geiste von Gerechtigkeit und Freiheit enttäuscht.“ Weiter schreiben die Unterzeichner der Erklärung: „Wir Vertriebene, die wir schon in der Charta von 1950 auf ‚Rache und Vergeltung‘ verzichtet haben, erstrebten und erstreben immer noch ein neues EUROPA auf dem Boden einer freiheitlich-föderativen Ordnung.“ Die Heimatvertriebenen bringen deutlich zum Ausdruck, dass sie nicht auf ihre Geschichte und ihre Rechte verzichten wollen. Stattdessen seien sie für ein versöhntes, freies Europa. Dass ein Zusammenleben von zwei Nationen möglich ist und war, würden doch „die deutschen Siedler, Mönche, Bauern und Bürger“ zeigen, die durch ihre Arbeit „zum Wohl und Gedeihen Ostdeutschlands, Polens, der böhmischen Länder und ganz Mitteleuropas beigetragen“ hätten. Durch den gleichen

(christlichen) Glauben und die Verehrung des Landespatrons, des heiligen Adalberts, sei auch Versöhnung unter den Völkern möglich.

Im zweiten Teil werden einzelne Punkte – insgesamt fünf – zu grundsätzlichen Aussagen über das fortwirkende Schicksal aufgeführt. Das Schicksal der Vertreibung habe die Opfer nicht gebrochen, sondern vielmehr geformt und dabei geht ein inniges Dankeswort an die heimatvertriebenen Geistlichen, die gleich nach Ankunft in der neuen Heimat die Dorfgemeinschaften wieder versucht hätten zusammenzuführen. Damit, aber auch mit der Arbeit von Prälat Adolf Kindermann, sei ein Grundstein gelegt worden für eine erfolgreiche Vertriebenenseelsorge. Die Priester haben ihren ehemaligen Pfarrkindern auch über den Verlust der Heimat hinaus Trost und Zuversicht gespendet, sei es auf Heimattreffen oder bei den anfänglich sehr zahlreichen Vertriebenenwallfahrten. Tatsächlich legen vor allem die von den Seelsorgern verfassten Vertreibungsberichte, die Kindermann bereits kurze Zeit nach der Vertreibung von ihnen einforderte, ein beeindruckendes Zeugnis von dem Umgang der Geistlichen mit der Vertreibung, dem Verlust der Heimat und dem Verhältnis zu den Pfarrkindern ab.

Im zweiten Punkt kommen die Verfasser abermals darauf zurück, dass die Vertriebenen nicht auf ihre Geschichte und ihre (Erinnerungs)Rechte verzichten wollen. Die Verbände und Heimattreffen werden angesprochen, auch, dass die Jugend zunehmend Interesse an der Heimat bekunden würde, und – so lautet die Botschaft, die man nicht besser umschreiben könnte: „Was in einer Zeit vielfacher Bedrängnis unserem Leben Halt und Sinn gab, kann jetzt nicht mit der sachlich unwahren Behauptung beiseite geschoben werden, es sei durch den ‚Lauf der Dinge‘ überholt und daher unzeitgemäß.“

Dagegen sprechen die Punkte drei, vier und fünf von der Dankbarkeit der Vertriebenen, Aufnahme in der Bundesrepublik gefunden zu haben und am Aufbau mitwirken zu können, auch wenn es verletzend sei, dass finanzielle Förderungen im öffentlichen Haushalt gestrichen worden seien. Die Vertriebenen sprechen sich für die Mitwirkung an der demokratischen Ordnung und der Wahrung der Grundrechte in der Bundesrepublik aus, erwarten gleichzeitig aber auch von der Bundesregierung, dass sie sich für „die Verurteilung jeder Vertreibung einsetzt“.

Dass die Versöhnungspolitik bei den Heimatvertriebenen im Vordergrund steht, beweist der letzte Satz der Erklärung:

„Nur in der Wahrung der Prinzipien von Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit im Zusammenleben der Völker können die Voraussetzungen für die Versöhnung geschaffen werden.“

## **Erklärung zum deutsch-tschechischen Verhältnis im Heiligen Jahr 1975**

Ein weiterer Meilenstein im deutsch-tschechischen Verhältnis 1975 war das schon angesprochene Grußwort von Prälat Dr. Karl Reiß, um das er anlässlich der Wallfahrt von tschechischen Emigranten, Laien und Priestern, in Ellwangen am 5. Juli gebeten wurde. Vor 400 tschechischen Wallfahrern und 16 Priestern sprach Reiß „ein Grußwort und aufklärendes Wort zum deutsch-tschechischen Verhältnis“. Der Text war nicht sonderlich lang, doch war die Botschaft unüberhörbar!

„Zu einer echten Versöhnung zwischen dem tschechischen und deutschen Volk wird es nur dann kommen, wenn auf beiden Seiten das dem anderen Volk angetane Unrecht erkannt und auch das die eigene Seite belastende Unrecht anerkannt wird und dass geschehene Verbrechen nicht aufgerechnet, entschuldigt oder gar verherrlicht werden.“ Die sudetendeutschen Priester wollten gerade im Heiligen Jahr 1975 „Botschafter der Versöhnung und des Friedens“ sein und ihren Beitrag dazu leisten, „Trennendes zu überwinden und Gemeinsames zu suchen“. Dieses Gemeinsame sei vor allem in der gemeinsamen Kirche und in den Diözesen der alten Heimat zu finden. Reiß wies auf die vielfachen Hilfen hin, die „über Kanäle nach drüben fließen“ – ein Zeichen der sudetendeutschen Versöhnungsbereitschaft. Auch die Verehrung Mariens im marianischen Land Böhmen und Mähren und der Landespatrone seien Gemeinsamkeiten, auf die Akte der Versöhnung aufgebaut werden könnten. So schloss Reiß sein Grußwort mit dem Satz: „Im Geist des Heiligen Jahres wollen wir Botschafter des Friedens und der Aussöhnung sein.“

Wir sehen: der Dialog ist in vielerlei Hinsicht ein wichtiges Instrument, um sich auszusprechen und seine Anliegen vorzubringen. Das ist nicht erst heute so – schon 1950, bei der Charta der Heimatvertriebenen, aber auch im Heiligen Jahr 1975 waren Dialoge notwendig, um überhaupt derartige Dokumente von großer Bedeutung für die Zukunft der Volksgruppe zu erstellen. Wir sehen aber auch, dass es über sechs Jahrzehnte nach der Vertreibung noch immer schwierig zu sein scheint, die Vertreibung, das Erlebte und die daraus gezogenen Prinzipien in Worte, um nicht zu sagen, in Satzungen zu fassen und dabei alle Ebenen der Volksgruppe zu berücksichtigen. Es bleibt nur zu hoffen, dass auch in Zukunft der Dialog vernünftig geführt wird – egal zwischen welchen und wie vielen Personen – um der Volksgruppe eine lange Beständigkeit zu ermöglichen!

*Julia Nagel*

# Das Bistum Pilsen

## Kulturhauptstadt und jüngste Diözese in Böhmen

2015 ist Pilsen neben Mons in Belgien eine der Kulturhauptstädte Europas. Mit der Gründung der Diözese Pilsen im Jahre 1993 hatte Böhmen ein fünftes Bistum erhalten und war eine über tausendjährige Entwicklung der Diözesanstruktur Böhmens abgeschlossen. In Tschechien kam für Nordmähren und Sudetenschlesien 1996 noch das Bistum Ostrau-Troppau dazu.

Als im Jahre 973 die Diözese Prag gegründet und ihr Gebiet mit Einwilligung des hl. Wolfgang von Regensburg abgetrennt wurde, war Prag bis zur Erhebung zum Erzbistum im Jahre 1344 das einzige Landesbistum für das ganze Königreich Böhmen. Mit der Würde eines Erzbischofs erhielt im Jahre 1344 der Prager Oberhirte neben der mährischen Diözese Olmütz auch das kleine neugegründete ostböhmische Suffraganbistum Leitomischl, das Teile Ostböhmens und Westmährens umfasste. Als in den Wirren der Hussitenkriege die Diözese Leitomischl unterging, gehörte wieder ganz Böhmen zum Prager Erzbistum.

Noch vor der Wiederherstellung der katholischen Kirche in Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 und der folgenden Rekatholisierung wurde im Jahre 1580 vom päpstlichen Nuntius Sega eine Aufteilung der Riesendiözese Prag in verschiedene Bistümer gefordert, um eine effizientere Seelsorge zu gewährleisten. In der Korrespondenz des kaiserlichen Ministers Klesl mit dem damaligen Prager Erzbischof Zbinko Perka tauchen bereits die Namen von vier neuen Bischofsstädten auf: Leitmeritz, Budweis, Pilsen und Königgrätz. Zwar dachte auch Wallenstein daran, in seiner Residenzstadt Jitschin ein Bistum zu errichten, doch ist seit den Bemühungen von Erzbischof Harrach um die Rekatholisierung Böhmens nur von diesen vier Städten die Rede: „Episcopatus 4 erigendos esse in 4 urbibus Boemiae videlicet in Pilsen, Budweis, Leitmeritz, Königgrätz“ heißt es in einem Beschluss der römischen Propaganda-Kongregation vom 15. April 1630: Es seien vier Diözesen in vier Städten Böhmens, nämlich in Pilsen, Budweis, Leitmeritz und Königgrätz zu errichten. Gegründet wurden dann aber im 17. Jahrhundert nur zwei neue Diözesen, und zwar Leitmeritz in Nordböhmen und Königgrätz in Ostböhmen.

Erst im 18. Jahrhundert wurden diese beiden Diözesen unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. auf ihre heutigen Grenzen erweitert. Damals sollten auch bereits zwei weitere Diözesen im Königreich Böhmen entstehen, doch kam es nur zur Gründung des südböhmischen Bistums Budweis im Jahre 1785; das vierte Bistum für Westböhmen in Eger ließ sich damals noch nicht verwirklichen. Pläne hierfür gab

es auch im 19. Jahrhundert. Eine geringfügige Änderung der Diözesangrenzen Prags erfolgte nach dem Wiener Kongress und infolge des Konkordates mit Bayern, als das bis dahin noch zur Diözese Regensburg gehörige, weil von Kaiser Ludwig dem Bayern an Böhmen verpfändete Eger an die Erzdiözese Prag



*Die Mariensäule auf dem Marktplatz von Pilsen*

angeschlossen wurde.

Beim Priestertreffen des Jahres 1848 im Wendischen Seminar auf der Prager Kleinseite forderte der Bolzanist J. Nahlovsky „die Einteilung unseres Vaterlandes in kleinere Diözesen, die etwa die Ausdehnung eines Kreises haben, die jedoch mit möglicher Berücksichtigung der deutschen und tschechischen Ortschaften ausgesteckt werden müßten...“. 1849 griff auch die Wiener Regierung den Plan einer neuen Diözese mit dem geplanten Sitz in Pilsen auf, und als der junge Kaiser Franz Joseph I. am 13. Dezember 1849 den Erzbischof von Salzburg, Kardinal Fürst Schwarzenberg, zum Erzbischof von Prag ernannte, fügte er der Ernennung hinzu: „... wobei es mein Wille ist, dass derselbe die Ausscheidung eines Teiles der Erzdiözese zur Errichtung eines fünften Bistums in Böhmen durchführe“. Über diese Pläne und Versuche ihrer Realisierung liegt die Studie von Augustinus K. Huber vor, der darin auch den erneuten Versuch von Bistumsgründungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts untersucht.

Im Gegensatz zum 17. Jahrhundert, als die als Bischofssitze vorgesehenen Städte noch Einschränkungen ihrer politischen Freiheiten befürchteten und Einwände gegen die Notwendigkeit eines weiteren Bistums vorbrachten, bewarben sich im 19. Jahrhundert neben Pilsen auch Städte wie Klattau und Eger in Bittgesuchen an das Wiener Kultusministerium um den Bischofssitz, wobei im Falle der Stadt Eger auch nationale Argumente eine Rolle spielten. Die ihm vom Kaiser mit der Ernennung zum Prager Erzbischof gestellte Aufgabe einer Bistumsneugründung vergaß Kardinal Schwarzenberg nach seinem Amtsantritt in Prag nicht. Da die Dotierung der neu zu schaffenden Diözese eine Hauptschwierigkeit war, wollte er 1868 das deutsche Prämonstratenser-Stift Tepl bei Marienbad zu einem Bischofssitz machen, aber gleichzeitig auch das tschechische Kloster Seelau (Želiv) des gleichen Ordens in Ostböhmen, so dass Böhmen sechs Diözesen

gezählt hätte. Dieser Plan scheiterte aber am Einspruch des Tepler Abtes, der auch Rechtsgutachten angefordert hatte.

Die in Böhmen gegen Ende des Jahrhunderts sich zuspitzenden nationalen Gegensätze zwischen Deutschen und Tschechen warfen auch die Frage nach nationalen Bistümern auf. Solange diese nicht existierten, sollten zwei „nationale“ Weihbischöfe in Prag beiden Völkern gerecht werden.

Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der ersten Tschechoslowakischen Republik jedoch änderten die Ausgangslage jeder Diskussion um nationale Bistümer in Böhmen. Deutsche Bischöfe mussten auf Druck der Prager Regierung in Prag und Olmütz im Jahre 1919 resignieren und die Deutschen in der Tschechoslowakei mussten bangen, ob nach dem Tode von Bischof Dr. Groß in Leitmeritz im Jahre 1931 die Prager Regierung bei der Wiederbesetzung des Bischofsstuhles der deutschen Mehrheit der Diözese überhaupt mit einem deutschen Bischof Rechnung tragen würde. Dies geschah dann aber doch in der Person von Bischof Alois Anton Weber. Der Gedanke neuer Bistümer nach nationalen Gesichtspunkten wurde aber nach dem Münchner Abkommen und der 1938 erfolgten Abtretung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich in einer Schrift *Kirche im Sudetenland* im Jahre 1939 erneut aufgegriffen. Diese Schrift erschien anonym, doch ist ihr Verfasser ebenso bekannt wie der Autor einer 1902 erschienenen anonymen Broschüre: *Zur Frage der deutschen Bistümer*. War es 1902 der Moraltheologe der Katholischen Fakultät der Prager Deutschen Universität, Dr. Karl Hilgenreiner, gewesen, so war nun der Kirchenrechtler DDr. Adolf Kindermann der Verfasser. Für die sudetendeutschen Gebiete Böhmens, die durch das Münchner Abkommen an das Deutsche Reich gekommen waren, schlug er neue Bischofssitze in Braunau (oder Trautenau), Reichenberg, Eger und Krumau vor. Der nun im Deutschen Reich liegende Bischofssitz Leitmeritz sollte Metropolitan-Sitz einer eigenen sudetendeutschen Kirchenprovinz werden.

Die Nationalsozialisten waren aber an einer Vermehrung kirchliche Institutionen nicht interessiert. So konnte die katholische Kirche nur versuchen, durch eigene Generalvikariate in Schlackenwerth (für die nun im Deutschen Reich liegenden Gebiete der Erzdiözese Prag) und Trautenau (für die deutschen Gebiete der Diözese Königgrätz) und die Unterstellung der sudetendeutschen Gebiete des Bistums Budweis unter die Nachbardiözesen Regensburg, Passau, Linz und St.Pölten den Erfordernissen der Seelsorge Rechnung zu tragen. Die Vertreibung praktisch aller deutschen Katholiken Böhmens nach dem Zweiten Weltkrieg und der seit 1949 einsetzende kommunistische Kirchenkampf veränderten die Lage in Böhmen völlig. Da über 90 Prozent der mehr als drei Millionen Sudetendeutschen der

katholischen Kirche angehörten und der Prozentsatz der Deutschen an der Katholikenzahl in allen Diözesen wesentlich höher lag als der Anteil an der Gesamtbevölkerung, wurden nun die Grenzgebiete nach der Vertreibung der Sudetendeutschen pastorale Ruinenfelder.

Durch die Neuregelung der Diözesangrenzen jenseits von Oder und Neiße als Folge des Warschauer Vertrages wurden 1972 die kirchenrechtlich noch zur Erzdiözese Prag gehörenden Dekanate der Grafschaft Glatz der Erzdiözese Breslau unterstellt. Durch die Apostolische Konstitution Praescriptorum Sacrosancti wurden die Diözesangrenzen Böhmen-Mährens 1978 den Staatsgrenzen angepasst, da damals auch die Frage der im preußischen Schlesien liegenden Gebiete der Erzdiözese Olmütz und der in der Tschechoslowakei befindlichen beiden Breslauer Kommissariate gelöst wurden. Nachdem einige Diözesen Böhmens seit 1950 Jahrzehnte ohne Bischof waren, zeigte sich nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft 1989 in der Tschechoslowakei die pastorale Notwendigkeit einer eigenen Diözese in Westböhmen ebenso wie in Nordmähren-Schlesien.

Außer ungefähr 240 Pfarreien im Westen der Prager Erzdiözese sollte die neue Diözese in Böhmen etwa 90 weitere Pfarreien des Bistums Budweis erhalten, die wirtschaftlich, kulturell und politisch mehr auf Westböhmen denn auf Budweis ausgerichtet waren. Dazu sollten elf Pfarreien von Leitmeritz kommen. Sitz der neuen Diözese sollte Pilsen sein. Auf dem Gebiet dieser zukünftigen Diözese wirkten noch etwa 100 Priester. Nach langen Vorarbeiten war es 1993 so weit: Am 31. Mai 1993 wurde die Diözese Pilsen errichtet.

Die vier Bischöfe der alten Bistümer Böhmens hatten in Rom gleichzeitig mit der Bitte um die Errichtung einer neuen Diözese auch um notwendige Korrekturen der übrigen Diözesangrenzen in Böhmen gebeten. Am 31. Mai veröffentlichte die Römische Bischofskongregation ein Dekret über die Änderung der Diözesangrenzen in Böhmen. Danach erhielt die Erzdiözese Prag von der Diözese Budweis eine Pfarrei, von der Diözese Königgrätz zwanzig und von der Diözese Leitmeritz sechs Pfarreien. Zur Diözese Budweis kamen sieben Pfarreien aus der Erzdiözese Prag und aus der Diözese Königgrätz kamen zu Budweis neun Pfarreien. Die Diözese Königgrätz erhielt von der Erzdiözese zwei Pfarreien und die Diözese Leitmeritz vom Erzbischof Prag fünf Pfarreien. Außerdem erfolgte Anfang 1994 noch eine Regelung der Diözesangrenzen zwischen Leitmeritz und Pilsen im Gebiet von Weipert im Erzgebirge. Es ging dabei um die besten Möglichkeiten für die Gläubigen, auch im Winter möglichst leicht eine nahe Kirche zu erreichen. Durch die kirchenrechtliche Aufhebung einiger Pfarreien, die seit Kriegsende durch die Vertreibung der Deutschen erloschen waren und auch als Dorfgemeinschaften nicht mehr existieren, beträgt seit 1993 die Zahl der Pfarreien in Böhmen nur noch 1853.

Nach der Gründungsurkunde erhielt das neue Bistum von der Erzdiözese Prag die Dekanate Pilsen, Pilsen-Nord, Rokitzan, Rakonitz (teilweise), Tachau, Eger, Falkenau und Karlsbad. Aus dem Gefüge des Bistums Budweis kamen zu Pilsen die Dekanate Taus, Klattau und ein Teil von Nepomuk. Leitmeritz trat die Dekanate Saaz und Komotau ab.

## **Statistische Angaben zur Diözese Pilsen**

Erster Bischof der neuen Diözese wurde František Radkovský, der am 3. Oktober 1939 in Triesch in der Diözese Brünn geboren wurde. Am 27. Juni 1970 erhielt er nach dem Studium in Leitmeritz die Priesterweihe und am 7. April 1990 als Weihbischof von Prag und Titularbischof von Aggar die Bischofsweihe. Zum Bischof von Pilsen wurde er am 31. Mai 1993 ernannt.

Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung lag bei der Gründung in einzelnen Dekanaten unter dem Landesdurchschnitt von 31,3 Prozent für Böhmen, den die erste Volkszählung nach der Wende ergab. Über dem Landesdurchschnitt lag er klar in den Dekanaten Taus und Klattau, die zur Diözese Budweis gehörten und wo nur relativ wenige Gemeinden mit ehemals deutscher Bevölkerung liegen. In den übrigen Dekanaten ist der niedrige Prozentsatz der Katholiken auf zwei Gründe zurückzuführen: In Rokitzan und Pilsen hatte es bereits 1920 eine große Bewegung weg von der katholischen Kirche hin zur Tschechoslowakischen Nationalkirche gegeben.

In den Dekanaten Falkenau, Tachau, Karlsbad und Eger verschwand mit der Vertreibung der sudetendeutschen Bevölkerung praktisch die ganze ehemalige katholische Einwohnerschaft. Die Sudetendeutschen waren zu über 90 Prozent katholisch gewesen. Da unter den Neusiedlern auch viele Angehörige der Tschechoslowakischen und Orthodoxen Kirche waren, änderte sich nicht nur das nationale, sondern auch das konfessionelle Bild der sogenannten Grenzgebiete.

Noch wichtiger aber war, dass im ehemals sudetendeutschen Gebiet viele der Zugezogenen ohne jede religiöse Bindung waren und deshalb die Entkirchlichung hier noch weiter fortgeschritten ist als in den Gebieten mit angestammter tschechischer Bevölkerung.

Wie sehr der Anteil der Nichtkatholiken an der Gesamtbevölkerung bereits im Jahre 1948 gestiegen war, zeigen die Angaben des Prager Schematismus von 1948. Unter den tschechischen Neusiedlern nach dem zweiten Weltkrieg waren auch repatriierte Tschechen aus Rumänien. Von der ehemals sudetendeutschen Bevölkerung sind nur wenige Zehntausende geblieben. Deutsche Gottesdienste gibt es noch in Orten wie Weipert, Maria Kulm und Falkenau. Auf dem Gebiet der Diözese liegen die Einzugsgebiete einiger deutscher Vereinigungen wie des Verbandes der Deutschen im Egerland und des Verbandes

der Deutschen in Pilsen und Westböhmen. Kathedrale der Diözese ist die gotische Bartholomäuskirche in Pilsen im Herzen der Stadt, Schutzpatron des Bistums ist der selige Hroznata, der Gründer des Stiftes Tepl, der 1217 in Altkinsberg bei Eger im Kerker starb und 1898 seliggesprochen wurde. Das Prämonstratenserstift Tepl war bei der Gründung des Bistums auch das einzige Kloster der Diözese, unter deren 90 Priestern damals 20 Ordenspriester waren, davon die Hälfte Prämonstratenser. Die übrigen Ordensleute verteilten sich auf Salesianer, Dominikaner, Augustiner, Redemptoristen, Jesuiten, Franziskaner und Petriner, die alle in der Seelsorge tätig sind und über keine Konvente in der Diözese verfügen. Bischof Radkovský gelang aber die Errichtung eines Klosters der Trappisten in Nový Dvůr (Neuhof).

Am 11. Juli 2002 wurde dort unweit von Tepl mit einer feierlichen Vesper das Gelände dieser neuen Trappistenabtei der Öffentlichkeit vorgestellt. Auf der großen Baustelle sangen tschechische und französische Trappisten im Beisein des Prager Kardinals Miloslav Vlk und des Pilsener Bischofs die ersten Psalmen, die seit August dort täglich mehrfach erklingen, denn schon im August 2002 begannen die Mönche mit dem klösterlichen Leben. Die französischen Mönche kamen aus der Abtei Sept-Fons, die tschechischen waren dort in den letzten Jahren eingetreten.

Im August 1991 besuchte der damals junge Generalvikar der Diözese Brünn, fasziniert vom beschaulichen Leben der Trappisten, mit einer Gruppe junger katholischer Tschechen die Trappistenabtei Sept-Fons in Frankreich (Burgund). Zu zweit traten sie schließlich dort ein. Seither machte sich jedes Jahr eine Gruppe aus Tschechien auf, um eine Zeitlang in Sept-Fons im Kloster zu leben. Schließlich waren weitere von ihnen eingetreten und Mönche geworden, so dass sich der Gedanke aufdrängte, das tollkühne Wagnis der Neugründung einer Trappistenabtei in Tschechien einzugehen.

Nach langer Suche fanden die Mönche den rechten Platz für das Kloster: Neuhof, ein im Zerfallen begriffenes Hofgut aus der Barockzeit, das einst als Sommersitz des Prämonstratenserstifts Tepl bei Marienbad diente. Es liegt in Westböhmen, nicht weit von der deutschen Grenze entfernt, auf einem sehr einsamen, rauhen Hochplateau. Der Vierkanthof, erbaut vom bekannten Barockbaumeister Kilian Ignatz Dientzenhofer, wurde von einem erfahrenen tschechischen Architekten und Restaurator instandgesetzt und neugestaltet.

Im März 2002 erfolgte die Grundsteinlegung für den Neubau einer Klosterkirche. Dieser wurde dem international renommierten englischen Architekten John Pawson anvertraut, der für die Mönche unter außerordentlich günstigen Bedingungen arbeitete. Sein Stil entsprach dem zisterziensischen Bauideal, das auf Schlichtheit, Sach-

dienlichkeit und Sparsamkeit der Mittel ausgerichtet ist. Mit den Elementen von Licht, Proportion und Einfachheit suchte Pawson eine zeitgemäße Synthese von Schönheit und Funktion.

In aller Stille begannen die Mönche mit dem klösterlichen Leben im Kloster *Unserer Lieben Frau von Neuhof*. Unter ihnen sind zehn tschechische Mönche. Die übrigen stammen aus Frankreich, Spanien und Holland. Alle kommen letztlich aus dem Mutterkloster Sept-Fons in Burgund.

Das neue Kloster *Unserer Lieben Frau von Neuhof* entstand in einer der am meisten entchristlichten Gegenden Europas. Dies entspricht ganz den Absichten der tschechischen Mönche. Auch Bischof Radkovský war voller Dankbarkeit, dass gerade hier ein beschauliches Kloster entstand als ein Ort der Glaubensfreude und des Gotteslobes. Die Mönche wollen in großer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit leben und in ihren Werkstätten für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen. Ein Haus für Gäste will es anderen ermöglichen, an ihrem Gebet teilzunehmen und neue geistliche Kraft zu finden.

Die Trappisten sind reformierte Zisterzienser bzw. Zisterzienser der strengen Observanz. Im ehemaligen kommunistischen Ostmitteleuropa gab es nur noch in Bosnien eine Trappistenabtei Maria Stern bei Banja Luka, die bereits 1869 in türkischer Zeit von Franz Pfanner gegründet wurde, der später nach Südafrika ging und Marianhill und die Marianhiller Kongregation ins Leben rief. Die Abtei Reichenburg in Slowenien, wo 1881 aus Frankreich ausgewiesene Trappisten Zuflucht fanden, wurde 1947 von den Kommunisten aufgelöst. Bischof Radkovský sagte anlässlich der Grundsteinlegung der Kirche von Neuhof:

„Die Welt um euch braucht dringend Gott. Bringt ihr Ihn durch euer Gebet und durch den überzeugenden Beweis eines authentischen Klosterlebens nahe! Das Leben und das Gebet der Mönche werden ausstrahlen und für den weiten Umkreis ein großer Segen sein.“

An Schwesterngemeinschaften sind im Bistum Pilsen die Armen Schulschwestern vertreten, die Notre-Dame-Schwestern und die Schwestern von der Tröstung, eine rein tschechische Kongregation. Katholische Schulen sind in Form eines Gymnasiums in Pilsen und einer Familien-Schule in Brenn-Poritschen entstanden.

Größter Wallfahrtsort ist Maria Kulm im Egerland, doch nehmen auch die Wallfahrten wie nach St. Anna in Plan und nach Maria Stock zu, vor allem auch von Seiten der vertriebenen Sudetendeutschen.

*Rudolf Grulich*

## „Der Apostel Zwittau“ – P. Karl Fritscher

Am 10. Mai 1945 verstarb in Zwittau der beliebte, angesehene und von Idealismus geprägte P. Karl Fritscher. Fritscher wurde am 28. Juli 1875 in Müglitz als Sohn des Kürschnermeisters Wilhelm Fritscher und dessen Ehefrau Marie geboren. Am 5. Juli 1898 empfing er die Priesterweihe im Dom zu Olmütz und wurde im September desselben Jahres als Kaplan in Zwittau angestellt. Schon im November 1898 wurde er zum Präses des Arbeitervereins in Zwittau ernannt; 1900 gründete er den Arbeiterinnen-Verein, die Jugendsektion und die Turner-Riege. 1918 folgte auf seine Initiative die Gründung des Christlichen Müttervereins.



Um die christlichen Grundsätze im persönlichen und öffentlichen Leben durchzusetzen, wurde auf Initiative Fritschers 1900 die Zeitung *Grenzpost* gegründet. Erschien sie anfangs noch alle 14 Tage, wurde sie schon bald auf die wöchentliche Erscheinungsweise umgestellt. Daneben kam er weiterhin seiner eigentlichen Berufung nach, indem er 1903 den Katechetenposten an der Knaben-Bürgerschule übernahm, den Präses-Posten dafür jedoch niederlegen musste. 1932 kam die Ernennung zum Monsignore hinzu. Besonders beliebt waren die Wallfahrten und Exerziten, die Fritscher für seine Pfarrgemeinde, aber auch für Interessierte aus anderen Orten organisierte und durchführte. Fritscher organisierte Fußwallfahrten wie etwa nach Reichenau bei Mährisch-Trübau und Kertzelsdorf, nach Mariazell, nach Philippsdorf und Mariaschein, oder auch Großwallfahrten mit bis zu 900 Teilnehmern. Fritscher war allerdings kein „reiner“ Geistlicher. Er verstand es, seine Interessen für die Gemeinschaft vor höheren Gremien vorzubringen und zeichnete sich als gewandter Redner aus. Diese Eigenschaften verschafften ihm die Wahl zum Senator für den Wahlkreis Brünn von 1925 bis 1929 und seine Mitgliedschaft als Abgeordneter im Prager Parlament von 1929 bis 1935.

Aber all diese Einsatzbereitschaft, ob in Kirche oder Politik, forderte auch bei ihm ihren Tribut: Schon während seiner Amtszeit als Sena-

tor für den Wahlkreis Brünn erlitt Fritscher einen Schlaganfall; 1934 musste er sich im Prager Krankenhaus einer größeren Operation unterziehen. Wie so viele Geistliche im Sudetenland wurde auch er von der Gestapo 1943 verhaftet und mit einigen Verhören schikaniert.

Weitere zwei Operationen sollten noch folgen, wobei die letzte für ihn tödlich endete: Am 6. Mai 1945 wurde Fritscher mit den Sterbesakramenten versehen und verstarb am 10. Mai. Es war ein schicksalsträchtiger Zeitpunkt, denn nach der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 erfolgte der Einmarsch der Russen in die sudetendeutschen Gebiete. Schon am 9. Mai zogen sie plündernd in die Stadt Zwittau ein. Am Nachmittag seines Sterbetags fiel auch Fritschers Wohnung den Plünderern zum Opfer. Das Begräbnis selbst am 13. Mai erfolgte nahezu ohne Kenntnis der Öffentlichkeit, auch die Priester erfuhren erst am Abend von der Beerdigung. Dr. Stefan Kruschina, der das Lebensbild Fritschers unter dem Titel *Der Apostel Zwittaus* (1986) nachgezeichnet hat, schreibt wie folgt: „Den ersten Bericht vom Begräbnis des P. Karl hat mir einer der Totengräber am Abend dieses Sonntags gebracht. Als Begleitung haben also ein Priester, sechs ortsfremde Flüchtlinge und eine Frau aus Zwittau den Leichenzug gebildet. Gott, der Herr, wird ihm für die Ewigkeit vergelten, was ihm an irdischen Ehren entgangen ist.“

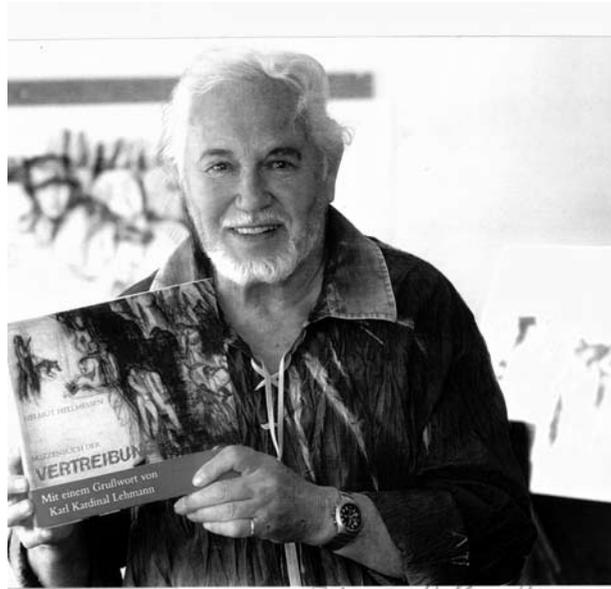
Die Persönlichkeit P. Karl Fritscher gehört zu den sudetendeutschen „Ausnahme-Geistlichen“, die Kirche und Politik geschickt zu vereinbaren wussten. Als hervorragender Seelsorger, Prediger und Redner wusste er seine Stärken einzusetzen, aber auch seine Anliegen für das Gemeinwohl klug zu vertreten und in der Öffentlichkeit vorzubringen. Besonders die Arbeiter- und Jugendvereine lagen ihm am Herzen – wie wir gelesen haben, gingen zahlreiche Gründungen auf Fritscher zurück; auch der Bau des Vereinsheimes wurde von ihm gefördert, das ehemalige Tobisch-Gasthaus für diesen Zweck von ihm gekauft. Das gesellschaftliche Leben in Zwittau wurde durch ihn maßgeblich gefördert und positiv beeinflusst. Dabei lässt sich in seinen selbstbiographischen Notizen (bei Kruschina 1986) sein lebenslanges Motto erkennen:

„Mein Grundgedanke war, über die Brücke der Vereine die Menschen wieder in die Kirche zu führen.“

*Julia Nagel*

# Künstler Helmut Hellmessen 90 Jahre alt

Am 9. Dezember 2014 konnte der Künstler und Diplom-Designer Helmut Hellmessen, der 1924 in Karlsbad geboren wurde und in Prag aufwuchs, seinen 90. Geburtstag feiern. Hellmessens Familie wurde 1946 nach Frankfurt am Main vertrieben, nachdem er ein Jahr in tschechischer Haft war. Von 1948 bis 1953 nahm der spätere Künstler ein Studium des Grafikdesigns an der Werkkunsthochschule Offenbach bei Hans Schminke und Hans Bohn auf und studierte daneben Malerei bei Gottfried Diehl an der Sommerakademie Moosburg/Österreich.



Von 1954 bis 1956 war er Atelierleiter in Frankfurt am Main und arbeitete ab 1957 freiberuflich. Unter anderem gestaltete er Plakate, war werbegrafisch tätig und illustrierte Bücher. Daneben ist er aber auch der Malerei treu geblieben, seine Werke waren mit namhaften Künstlern wie Joseph Beuys und Horst Janssen in Ausstellungen zu sehen, außerdem wurden sie schon im Hessischen Landesmuseum Darmstadt, im Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg, im Museum der Stadt Hanau, in der Egerländer Kunst-Galerie Marktredwitz, im Deutschen Post Museum in Frankfurt am Main sowie weiter im In- und Ausland ausgestellt. Als Dozent war Hellmessen auch an der internationalen Sommerakademie in Moosburg tätig. Neben seiner Zugehörigkeit zur Darmstädter Sezession seit 1980 ist er auch Mitglied in der Jean-Gebers-Akademie für bildende Künste in Leipzig, im Bund Deutscher Buchkünstler in Offenbach, in der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste in München, im Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler in Frankfurt und in der Künstlergilde Esslingen.

Besonders das „Skizzenbuch der Vertreibung“, das 2004 aus seinen Radierungen und Zeichnungen zusammengestellt wurde, zeigt eindrucksvoll Hellmessens Verarbeitung der erlebten Vertreibung. Schreiben sich viele Autoren das erlittene Schicksal von der Seele,

macht Hellmessen dies durch seine Kohlezeichnungen. In seinem Vorwort schreibt Hellmessen über die Vertreibung: „Die Gedanken und das Sehen konnte man mir jedoch nicht verbieten. Bei meiner Festnahme und Inhaftierung 1945 in Eger, danach bei der harten Zwangsarbeit im Kohlschacht bei Brüx unter Bewachung 1945/46 und auch bei meiner Vertreibung von Aussig, getrennt von meinen Eltern. Ich beobachtete alles sehr aufmerksam und hellwach. Ich wollte mir alle diese schlimmen Begebenheiten und Untaten, diese Schikanen und Grausamkeiten gut merken und einprägen. Nichts sollte vergessen sein! – Nächtelang, tagelang, jahrelang bis heute ließ mich dieses mit Unrecht ertragene Schicksal der Vertreibung nicht los.“

Erst im Oktober 2014 wurden einige Werke von Hellmessen im historischen Rathaus Marktredwitz auf Initiative des Fördervereins Egerländer Kunstschaffender ausgestellt. Das Plakat in Kohlezeichnung zur Ausstellung könnte nicht auffallender gestaltet sein – das vertriebene Mädchen mit der weißen Armbinde und dem schwarzen N darauf – „alarmierend rot“ gehalten.

2011 erhielt er die Ehrenbürgerwürde der Stadt Maintal. Schon 1979 war ihm das Ehrendiplom der Stadt Wörth/Donau verliehen worden.

Zu seinen zahlreichen Auszeichnungen gehören die Adalbert-Stifter-Medaille (2010), der Preis „Künstlerportrait“ (2009), der Egerländer Kulturpreis „Johannes von Tepl“ (2004), der Preis der Deutschen Kunststiftung der Wirtschaft (1999), der Kulturpreis des Main-Kinzig-Kreises (1988), der Studienpreis der Heusenstamm-Stiftung (1982) und der Sudetendeutsche Kulturpreis Bildende Kunst (1981).

Wir wünschen Helmut Hellmessen – wenn auch nachträglich – alles Gute für das neue Lebensjahrzehnt und weiterhin viele Inspirationen für neue Werke und Projekte.



*Ein Blick zurück  
aus dem Skizzenbuch  
der Vertreibung*

# Neuerscheinung

## Wann wurden die Bäder- und Kureinrichtungen von Marienbad verstaatlicht?

Der Weltkurort Marienbad, neben Karlsbad und Franzensbad eines der drei großen Bäder in Westböhmen, ist bekanntlich eine Gründung des Stiftes Tepl, das bis zum Ende der Donaumonarchie auch im Besitz der Kuranlagen von Marienbad war. In der ersten Tschechoslowakischen Republik wurden die Kureinrichtungen unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt und gingen nach dem Anschluss des Sudetenlandes durch Verkauf an das Deutsche Reich über. Der Bundeskulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Dr. Wolf-Dieter Hamperl, hat dazu in einem neuen Kulturbrief der SL einen Nachdruck einer Studie von Prof. Kurt Huber herausgegeben, der 2002 in Königstein unter dem Titel *Kloster und Weltkurort* erschienen war. Huber beleuchtete anhand des Tagebuchs von P. Edmund Honhäuser die jahrelangen Verhandlungen zwischen Abt Gilbert Helmer und der Reichsregierung in Berlin. Der Kulturbrief enthält auch zwei Aufsätze über Abt Helmer und den Kirchenhistoriker Huber, der Chorherr des Stiftes Tepl war. Das illustrierte Heft bietet einen guten Einstieg in die neueste Geschichte des über 800 Jahre alten Klosters Tepl, das heute nur ein Schatten seiner großen Vergangenheit ist. Die Broschüre ist aber auch ein wertvoller Beitrag über die Stadt Marienbad, die durch Goethes *Marienbader Elegie* in die Weltliteratur einging.

*Kloster und Weltkurort. Wann wurden die Bäder- und Kureinrichtungen von Marienbad verstaatlicht?*  
(=Kulturbrief 2/2015) München 2015. 64 Seiten.

## Termine

**6. bis 10. Juli 2015**

**Studienfahrt** *Auf jüdischen Spuren in Westböhmen.*

**14. bis 20. Juli 2015**

**Drei-Länder-Studienfahrt** (Österreich, Italien, Slowenien) nach Friaul

**19. September 2015**

**Tag der offenen Tür**

**Die Sudetendeutschen und die Ukraine**

Für den Tag der offenen Tür laden wir um 14.00 Uhr ins Haus Königstein, Geiß-Nidda ein. Wir beginnen um **14.00 Uhr** .

# Unser Bücherangebot

## Neu-Erscheinung!

**Nidda-New York-Eger.** Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich,** Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

## Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.